In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 32. Posen, den 31. Juli 1927. Nr. 32.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

8. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Drei Tage vor dem Fest merkte ich an dem Benehmen des Stammes, daß man mich beargwöhnte. Man wich mir aus. Ich fühlte mich in meinem Zelte bewacht. Nun wußte ich, daß man mir etwas verbarg. Das reizte mich namenlos zu einer Tat. Hier war ja das Rätsel, um das ich den weiten Ritt durch ihre Wüste gewagt. Einen Tag vor dem Fest zog das ganze Dorf aus. Nur einige Wachtposten blieben zurück.“

In Mattertons Augen kam zürnender Glanz. Die Hand krampfte sich in das zitternde Moos.

„Die Nacht brach an. Ich wartete schon. Es glückte mir, aus meinem Zelt zu entkommen. Ich täuschte die Wachtposten durch eine List. Ich nahm mir am Dorfende schnell ein Kamel und ritt zu dem Bergblock, der deutlich und scharf im Mondlicht stand. Um Mitternacht hatte ich ihn schon erreicht. Ich schlich mich vorsichtig die Schluchten hinauf. Die frische Spur zeigte mir deutlich den Weg. Man war unbesorgt. Niemand dachte an mich. — Hinter einem Felsblock versteckt lag ich in der Nacht und starrte gebannt auf das Schauspiel hinab, das sich meinen trunkenen Augen dort bot. In einem Halbkreise um ein riesiges Feuer saßen die sehnigen, nackten Gestalten der gelben Fakire. Sie hatten die Hände fest auf ihren Schenkeln und starrten wie Tote, ganz ohne Bewegung, vor sich auf die Erde. Zehn Schritte zurück saßen Männer und Frauen und schlugen auf schallende hölzerne Trommeln. Dazwischen schrie wild das Gequieke der Pfeifen. — Zwei Inder verteilten fortwährend Getränke. Das Trommeln und Pfeifen schwoll an und verebbte. Und vorn das lodernde, mächtige Feuer. Ich weiß nicht, wie lange das schon so gedauert, — da sprangen die Fakire plötzlich vom Boden und kreuzten die Hände hoch über der Stirne. Dann ordneten alle sich zu einer Kette und schritten ganz langsam und stumm durch das Feuer, in dem sie sekundenlang völlig verschwanden. Dann kamen sie unverletzt wieder zum Vorschein, vom rasenden Jubel des Stammes empfangen. Ein Fakir — es war, wie ich hörte, der Vater Saydas — trat in einem Halbkreis der anderen Männer und hob die geschlossenen Hände zum Himmel. Als er die Faust öffnete, hielt er in jeder Hand einen lebenden Vogel mit seltsamen Federn. Er legte sie in einen Korb, der bereit stand. Von neuem griff er in das nächtliche Dunkel und holte ein schreiendes Kind in den Lichtschein. Ich sah es genau — konnte aber die Lösung des Rätsels nicht finden. Erst Jahre nachher sollte ich es ergründen. Mir war damals wirr. Endlich faßte der Inder ein Tuch an vier Enden und hielt es sekundenlang über die Erde. Dann zog er es fort. Unter ihm stand ein Stämmchen — ein Mangobaum, der vorher nicht dort gewesen. — Und dann kam das Grausige, Nervenzerreißende . . .! Jener Fakir hob den Deckel des Korbes hoch und zog aus dem Innern Augen zum Himmel erhoben in klagender Bitte, als bete sie inbrünstig um ihre Rettung. Der Unmensch vor ihr griff noch einmal nach unten und zog aus dem Korbe die seltsamen Vögel. Mit einem Ruck riß er die Tiere in Fetzen. Man hörte ihr Schreien — dann tropfte ihr Blut auf den Körper Saydas, die aufjammernd zuckte und kniend herabsank. Kaum war dies geschehen, hob wieder der Fakir das Kind in die Lüfte und stieß ihm das Messer tief in seine Kehle. Das wimmernde Röcheln erstickte im Lärm der entsetzlichen Trommeln und gellenden Pfeifen. Ein Blutrausch erfaßte die trunkenen Menschen — die Tiere — die Bestien!“

Rolf Matterton stockte, im tiefsten ergriffen, und strich sich die Stirne. In Ines van Hoogh kämpften Grauen und Mitleid.

„Und dann —“, zischte Matterton zwischen den Zähnen, „dann zog dieses Scheusal sein Messer noch einmal und hob es mit wildem Sang über den Körper der kleinen Sayda. Er nahm ihr die Fesseln ab und bog den Kopf, diesen süßen Kopf, rückwärts! . . . Ich weiß nicht mehr, wie alles kam. Ich lag plötzlich nicht mehr an dem Felsen. Ich stand vor dem Feuer — um mich hundert schreiende, drohende Menschen. Ich sah den Fakir — schoß ihn über den Haufen — schoß wild in die Menge — riß meine Sayda fort — rannte ins Dunkel, durch Schüsse mich deckend. Die Indier liefen zur anderen Seite, wo auf einem Berg ihre Schußwaffen lagen . . . Sayda zog mich an der Hand durch die Felsen, die ich ja nicht kannte. Ich sah vier Kamele, hob sie auf das eine und sprang auf das zweite, das sie mir zur Flucht riet. Es waren zwei Hedschins, zwei Vollblutkamele. In kurzer Zeit hörten wir nur noch ganz ferne das wütende Schreien und Schießen der Leute. Dann schloß uns das Dunkel der Nacht in die Arme. Wir waren versunken in endloser Wüste.

Sayda trieb mich stets von neuem zur Eile. Sie weinte ganz leise. Ich ritt zu ihr hin und strich leicht ihre Arme.

„Was hast du getan!“ klagte sie kaum vernehmbar. Ich war voll Empörung.

„Sie wollten dich morden! — Ich sah alles an, weil ich oben versteckt lag.“

„Es ist eine Ehre, geopfert zu werden!“ gab sie kurz zur Antwort, doch durch ihren Körper lief heftiges Zittern. Das Mondlicht stand in ihren fragenden, grauengeweiteten, herrlichen Augen . . . . Wir mochten drei Stunden geritten sein, als das Kamel meiner jungen Gefährtin in Schritt fiel. Ganz plötzlich wuchs aus dieser endlosen Wüste ein grüner Fleck, eine lichte Oase. Sayda sprang leichtfüßig von ihrem Tiere und kam mir entgegen. Ich zog sie zum erstenmal in meine Arme und küßte sie auf ihre schimmernden Augen. Sie lächelte traurig und preßte sich in einer Zärtlichkeit an mich, die mich weinen machte. Sie fing meine Tränen sanft mit ihrem Mund auf.

„Du mußt hier deine Schläuche füllen!“ mahnte sie mich und senkte die Därme schon tief in den Brunnen. In kaum fünf Minuten war alles geordnet. „Und nun mußt du nach Sonnenuntergang reiten, zwei Nächte, drei Tage. Dann bist du gerettet.“

Sie zitterte wieder. —

„Und du?" rief ich in einer schrecklichen Ahnung. „Was soll die Beschreibung? Wir reiten zusammen!"

Sie schaute nur wehmütig in meine Augen.

„Sayda muß hierbleiben. Sie ist geweiht und gehört jetzt den Göttern."

„Sayda!" Ich riß sie wild in meine Arme. „Sayda — das darf nicht sein! — Denk' an dein Leben. Sonst bleibe auch ich hier."

„Sayda muß sterben, — doch du mußt noch leben. So will es Sayda. Zurück kann ich nicht, und mir dir darf ich auch nicht. Es würde dein Tod sein. Zwei Nächte, drei Tage, — vergiß das nicht, Sahib! — Ich bitte die Götter um deine Errettung — —"

Ihre Finger nestelten an ihrem Gürtel. Noch ehe ich ahnte, was sie darin suchte, hob sie ihre Hand an die offenen Lippen. Blitzartig erkannte ich ihre Bewegung und riß ihr die Hand fort. Es war schon zu spät. Ein winziges Fläschchen fiel vor ihr zu Boden . . .

„Was tust du, Sayda?!" schrie ich wie von Sinnen. Sie wankte und lehnte sich bleich hintenüber und sank in die Knie. Ihr süßes Gesicht lag schwer an meiner Schulter. Ich drehte es zu mir. Sie sah bleich, mit großen, verlöschenden Augen zum Mondlicht und dann wieder auf meine Lippen . . . Sie stammelte mühsam und kaum noch vernehmbar . . .

„Sahib — Liebe — lieb — ah, gerettet!"

Dann kam nur ein Hauch noch . . . Ein glückliches Lächeln lag in ihren Zügen . . . Sayda war . . . in meinen Küssen . . . gestorben . . ."

Minutenlang sprachen die beiden nicht. Ines van Hoogh weinte still vor sich hin. In Mattertons starrem und braunem Gesicht lag Rührung und Schmerz. Das Rauschen der Bäume schwoll an wie ein Lied von Menschen, von Liebe, von ewigem Leid . . . Dann setzte sich Matterton aufrecht ins Moos.

„Sayda war tot. Zwei Tage, zwei Nächte wartete ich und rührte mich nicht. Ich wollte den Tod. Durch meine Verfolger. Es sollte nicht sein. Es war meine Rettung. Sie hatten mir oben die Wege verlegt und fanden dort nicht die erwartete Spur. Dort, wo ich war, suchte man mich ja nicht mehr. — In der dritten Nacht grub ich Sayda ein Grab — und ritt, ohne Wunsch und Gedanken, hinein in die Wüste vor mir — —"

Rolf Matterton legte sein Haupt an den Stamm und sagte nichts mehr . . .

Ines van Hoogh hätte aufschreien mögen vor seliger Qual. „Rolf!" jauchzte es in ihrer bebenden Brust. „Sterben könnte ich für dich — wie deine junge Sayda!" Rolf zuckte zusammen. Er fühlte den Druck einer weiblichen Hand und schaute schnell auf. Die schimmernden Augen der Ines van Hoogh sah er, voller Tränen, vor seinem Gesicht — —

Sayda! — Die Augen der Ines van Hoogh! Sekundenlang fühlte er in sich die Lust, das junge Weib heiß in die Arme zu ziehen, weil sie um die tote Sayda geweint. Dann griff wieder Kälte und Stolz an sein Herz. — Sie war nicht Sayda — sie war ja die Frau, die man vor ihm warnte! — —

Ein gelber Brief stand feindlich vor dieser Frau — Europa, nicht Indien hielt ihn jetzt fest — —

Er gab ihren Händedruck dankbar zurück.

*

Polizeiinspektor Merz lag in seinem Bett und sah mit geöffneten Augen ins Dunkel des riesigen Zimmers, das Ines van Hoogh ihm als Schlafraum bestimmt hatte. Er gähnte gelangweilt. Er war unzufrieden mit sich und der Welt. Solch eine Enttäuschung! Fast zwölf Tage war er nun schon in der Villa des Fräuleins van Hoogh, bewachte für sie das „Gespensterpalais", von dessen Geheimnissen er seinen Ruhm und schnelleren Aufstieg erwartete, und — noch nichts war geschehen! Nicht mal ein normaler Dieb meldete sich, viel weniger erst ein solides Gespenst! War er denn nur Hauswächter, kein Kommissar?! Wo blieb eine Aufgabe für sein Talent, für eine Begabung, wie er sie besaß oder sich doch selbst zuschrieb? — Schön, seine Bezahlung war vornehm, kulant. Er hatte die prächtige Wohnung auch frei. Doch wo blieb die Ehre, von der er geträumt? Nicht mal eine Maus störte nachts seinen Schlaf. — Oah, — er war müde, — er wollte — oah . . .

Mit einem Ruck saß er im Himmelbett hoch . . . Er lauschte erregte, alle Sinne gespannt . . . Was war das? Er hatte nur eben genickt — es konnte kein Traum . . . Rrrr — sssss . . . ging es leise. Da war das Geräusch wieder — dicht nebenan — ein Schleifen und Schieben, als ziehe man langsam ein weiches Paket . . ., einen Sack oder sonst eine Last durch den Raum . . . Merz drehte den Kopf nach dem Fenster herum. Er konnte nicht sagen, woher der Laut kam. Ob es noch im Zimmer war oder im Gang vor der Tür . . .

Sssss — rrrrr . . . dann ein Fall, Kratzen gegen ein Holz. Merz faßte den Browning und sprang aus dem Bett. — Das war nebenan — deutlich hörte er jetzt einen schleifenden Tritt! — Der Einbrecher — endlich! Er griff nach dem Licht — nichts! Alles blieb schwarz. Er drehte noch einmal den Schalter herum — nichts! Zweifellos war die elektrische Leitung defekt. Er tastete nach seiner Taschenlaterne, die er neben sich auf den Nachttisch gelegt und drückte den Knopf — knick! tickte es leise. Die Birne blieb tot. Dazu wetzte es, wie zum Hohn, nebenan deutlich an seiner Wand. Ein Scharren und Laufen, als jagten sich Hunderte Mäuse herum — dann riß es jäh ab . . . Es war wieder still . . .

Merz packte die Tür und riß sie mit heiserem Fluche zurück. Er hielt nur den inneren Griff in der Hand. Die andere Hälfte fiel polternd und schwer in den Hausflur hinab. Zugleich schlug ein grünlicher Dampf hell phosphoreszierend ins Dunkel herein. Er kam durch das Schlüsselloch. Merz sah genau dessen Rand abgezeichnet, bevor es erlosch. Er tastete sich durch den finsteren Raum zum hinteren Schrank, in dem er sein Werkzeug verwahrte, und riß sich ein Beil und zwei kräftige Stangen heraus. Das Stemmeisen klemmte sich fest in den Spalt der eichenen Tür. Sie zitterte nur, aber wich nicht zurück.

Kling! — klang! — ging es drüben, und wieder klingklang . . ., als schlage ein Uhrwerk gespenstisch und fern. Merz drückte das Eisen in keuchender Wut noch einmal hinein . . . die Stirnadern schwollen ihm schmerzhaft und dick. Ganz langsam erweiterte sich erst der Spalt, das Schloß knirschte hart . . ., dann krachte die mächtige Tür weit auf. Der dumpfe Knall sprang in das nächtliche Haus und warf an den Wänden ein Echo zurück . . . Mit einem Satz warf sich Merz gegen die Tür des anderen Raums. Zu seiner Verblüffung war sie angelehnt und wich leicht zurück. Den Browning stets schußbereit in seiner Faust, schob er sich vorsichtig ins Dunkel hinein, das schwarz vor ihm lag. Da huschte ein flimmerndes Etwas heran und blieb irgendwo in der Nacht zitternd stehen. Merz warf sich zu Boden und feuerte wild drei Schüsse darauf. Er hatte den Totenkopf deutlich erkannt. Grell peitschte der Knall in das Dunkel hinein. Das Totengesicht schwenkte zweimal herum und war plötzlich fort. Ein wieherndes Lachen verklang irgendwo . . ., dann schnappte ein Schloß — lautlos höhnte die Nacht . . .

Merz kroch auf dem Boden zur Tür zurück.

Nur Licht jetzt! Nur Licht!

Aus dem vorderen Flügel des Hooghschen Palais schallten Stimmen herauf. Ein flackernder Schein kroch die Treppe empor. Merz rannte den Gang entlang auf das Licht zu.

„Gott! — Jesus! — Maria!" schrie es jammernd auf, als er aus dem Dunkel sprang wie ein Gespenst. Er hatte nicht an seine Kleidung gedacht. Der Diener stand zitternd und wimmernd vor ihm und betete wie ein Gehetzter vor Angst.

„Jesus, Maria — beschütze mich, rette mich vor dem Teufel und all seiner . . ."

„Schweig, alte Memme!" rief Merz aufgeregt und riß ihm das Licht aus der zitternden Hand. Der Alte schrie auf vor Entsetzen und Schreck.

Merz rannte schon in seine Wohnung zurück, als Rufen und Fragen im Hause erscholl. Die Dienerschaft drängte sich unten im Gang. Miß Robertson weinte vor Nervosität. Selbst Ines van Hoogh schien erregt und bestürzt.

Die krachende Tür, der peitschende Knall hatten sie aufgescheucht, aus dem Schlummer geschreckt.

„Hallo!" rief sie laut und ging furchtlos dabei eine Treppe hinauf. „Hallo! Was ist los?"

„Der Teufel — ein Geist!" scholl es wimmernd zurück. Der Diener kam rutschend die Stiegen hinab. Die Knie versagten ihm bei seinem Lauf. Er sank vor der Dienerschaft auf einen Stuhl.

Ines stand unschlüssig vor diesem Bild. Dann nahm sie den zierlichen Browning und stieg schnell die Treppe empor.

„Nicht! Nicht!" schrie Miß Robertson. — „Das ist der Tod!"

Sie achtete nicht auf das Rufen und Jammern des Hauspersonals. Im oberen Gang trat schon Merz auf sie zu. Er war angezogen und schaute ernst drein.

„Einbrecher?" fragte sie.

Er nickte kurz.

„Der Totenkopf wieder." — Er meldete ihr militärisch und knapp, was oben geschehen und was er getan.

„Und?" wartete sie.

„Das Zimmer ist leer. Es ist nichts zu sehen. Der Kerl ist schon fort."

„Ja, aber wohin? — Er muß sich doch irgendwo — wenn es kein Geist . . ."

Er brummte verstimmt.

„Das werden wir sehen, wenn erst Morgen wird. Dazu braucht man Licht. Und er hat die Lichtleitung oben zerstört. Man findet die Schnittstelle nicht in der Nacht."

Uneins mit sich selbst, nickte sie kurz und wandte sich um. Sie wußte nicht, hatte der Mann nur geträumt, oder hatte er Dank verdient für seinen Mut.

„Ich werde Herrn Matterton rufen, Herr Merz, sobald es erst Tag ist. Er hilft Ihnen dann."

„Es wäre nicht nötig," bemerkte er schroff, „doch wenn Sie es wünschen — — Ich werde schon selbst alles Nötige tun, sobald Morgen wird."

„Herr Matterton wünscht es so," endete sie. „Ich danke, Herr Merz." —

(Fortsetzung folgt.)

Siegfried Lang:

Dämmerung.

Die duftend verfliegenden Farben,
Die erst noch der Bäume Kronen
Mit flitterndem Schimmer umwarben,
Gehn ein ganz im Lichten zu wohnen.
Unfarbe wird mächtig und trüber
Vererdet, was hier will verhaften,
Ein Glimmen noch wolken-über,
Ein Grünen . . . wehmild Entkraften . . .

So fasse du dich . . . der Erden
Umtrauertes Los ist deines,
Von drüben mahnt dich Entwerden —
Spät-Wolke wankenden Scheines . . .
Die Buche beständiger flüstert,
Umarmende Nebel entsteigen,
Die Büsche nun traum-umschwistert
Verschenken sich hin an den Reigen.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Fueßli, Zürich, dem Buche „Die fliehende Stadt" von Siegfried Lang, entnommen.)

Epigramme von Jean Paul.

Die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Jean Pauls, mit der die Preußische Akademie der Wissenschaften, mit der Jean Paul-Gesellschaft verbunden, eine Ehrenpflicht einlöst, wird noch in diesem Jahre zu erscheinen beginnen, von Dr. Eduard Berend bei Hermann Böhlaus Verlagsbuchhandlung in Weimar herausgegeben. Der erste Band bringt das früheste große Werk Jean Pauls: Grönländische Prozesse oder Satirische Skizzen. Im Anhang vereinigte Jean Paul eine Reihe von Prosa-Epigrammen, von denen wir einige hier wiedergeben:

Von der dunkeln Schreibart.

Wer die Gebrechen seiner Gedanken in eine dunkle Sprache einkleidet und verhüllt, ahmet klüglich die Wirte nach, die gerne trübes Bier in einem undurchsichtigen Gefäß auftragen.

Die prüden Weiber.

Die so leicht durch Worte geärgert werden, haben meistens schon durch Taten selber geärgert, und manche Frauen gleichen dem Zunder in der Empfänglichkeit für jedes Fünkchen nur darum so sehr, weil sie ihm auch in dem Umstand, schon einmal gebrannt zu haben, gleichen.

Weiberflucht.

Kleider sind die Waffen, womit die Schönen streiten, und die sie, gleich den Soldaten, dann nur von sich werfen, wenn sie überwunden sind.

Das Epigramm.

Das Epigramm ist, gleich den vergifteten Pfeilen, nur an der Spitze vergiftet, oder, gleich dem Rettig, nur am Ende des Schwanzes am schärfsten.

Kunstrichter.

Ein alter Kritikus kann sich schwerlich von Fehlern an Schönheiten erholen, immer mischet er in den Genuß der letzten den Nachgeschmack der ersten, und immer schneidet er, gleich jenem Anatomiker, mit demselben Messer den Kadaver und die Speise, oder auch, gleich einem faulen Bedienten, die Zwiebel und die Aepfel.

Die Verteidigung der Autoren, die ihrem Werke dem schönen Geschlecht zueignen.

Warum sollten sie es nicht dürfen? machten ja schon die Römer die Venus zur Aufseherin über die — Leichen.

Ueber die Namenlosigkeit der Rezensenten.

Außer ihnen und den Scharfrichtern in England exekutiert, meines Wissens, wohl niemand weiter verlarvt.

Namen-Unsterblichkeit.

Nicht jede Unsterblichkeit ist wünschenswert; auch die Verdammten sind unsterblich. Der Ruf muß den Namen, wie die Aegypter toten Körpern, nicht bloß Unverweslichkeit, sondern auch Wohlgeruch schenken.

Anekdoten.

(Nachdruck verboten.)

Heinrich Heine erhielt einmal in einem Gasthaus eine Suppe vorgesetzt, in die eine Fliege gefallen war. „Suppe mit Geflügel habe ich nicht bestellt," sagte der Dichter und gab die Suppe zurück.

*

Der österreichische Schriftsteller Ferdinand v. Saar hat unter anderem auch ein Epos „Hermann und Dorothea" geschrieben. Ein hoher Beamter, den er in einer Gesellschaft traf, wollte ihm eine Schmeichelei sagen, klopfte ihm auf die Schulter und äußerte: „Ihr „Hermann und Dorothea", Herr v. Saar, habe ich viel lieber als das von Schiller!" Worauf der Dichter sich in die Brust warf und antwortete: „Euer Exzellenz Aeußerung beschämt mich und Goethe."

*

Ein Bankier forderte den überaus witzigen Dichter Saphir auf, sich in seinem Stammbuch zu verewigen. Saphir schrieb: „Leihen Sie mir hundert holländische Gulden und vergessen Sie auf ewig Ihren Freund M. G. Saphir."

*

Der bekannte Domherr und Professor Dr. Christian Rau in Leipzig war einst zu einem Disputationsschmaus eines jungen Doktors der Rechte eingeladen. Der neugebackene Doktor war nur mit Ach und Krach durch das Examen gekommen, war aber um so glücklicher in der Wahl seiner Frau, einem Fräulein Linke, gewesen, die ihm ein schönes Vermögen mit in die Ehe brachte. Nach dem Schmause, bei dem die junge Frau zum ersten Male als Hausfrau anwesend war, wandte sich Professor Rau an den glücklichen Gatten und flüsterte ihm lachend zu: „Ha, Herr Doktor, Sie verstehen sich auch besser auf die Linke als auf die Rechte."

Der Physiker Gauß wurde auf einem Hoffeste von einer wißbegierigen Komtesse gefragt, was der Unterschied sei zwischen „abstrakt" und „konkav"! Die alte Exzellenz erwiderte: „Das ist dasselbe wie zwischen Gustav und Gasthof, oder zwischen Braunstübel und Brustübel!"

*

Es war zur Zeit Napoleons. Da sagte einmal ein französischer Soldat verächtlich zu einem Oesterreicher: „Wir kämpfen für die Ehre, aber Ihr fürs Geld!" Gelassen gab der Oesterreicher zurück: „Jeder ficht halt für das, was ihm fehlt!"

*

Der alte Baron Rothschild in Frankfurt konnte sich der vielen Bittsteller kaum erwehren. Kommt da eines Tages ein östlicher Glaubensgenosse, der dem alten Rothschild seine traurige Lage in so bewegten Worten schildert, daß dieser nicht mehr ein noch aus weiß. Endlich klingelt er seinem Diener und übergibt ihm den Gesuchsteller mit den Worten: „Johann, schmeiß' den Kerl raus, er bricht mirs Herz!"

*

Lichtenberg wurde von einem Grobian auf seine großen Ohren aufmerksam gemacht. „Es ist wahr," entgegnete der Philosoph, „für einen Menschen sind meine Ohren zu groß, die Ihrigen für einen Esel zu klein."

Läßt sich aus der Hand der Charakter bestimmen?

Das Wesen der Chiromantie.

Die Psychologie gewinnt für die Berufsauslese immer größere Bedeutung. Alle möglichen Versuche werden gemacht, um die Eignung eines Menschen für einen bestimmten Beruf festzustellen. Graphologie, Messungen des Kopfes, technische Prüfungen usw. sind die Hilfsmittel, deren sich der Psychologe bedient. Merkwürdigerweise wird auf die *Hand* bei der Feststellung bestimmter Charaktereigenschaften noch sehr wenig geachtet. Man steht der chiromantischen Wissenschaft noch sehr skeptisch gegenüber. Viele behaupten, daß aus der Hand kaum Wesentliches über den Charakter eines Menschen festgestellt werden kann.

Diese Annahme beruht auf einem Irrtum, der wahrscheinlich aus der Unkenntnis resultiert, daß in der Hand eines Menschen die meisten Nerven, die zum Hirn führen, zusammenlaufen. Die chiromantische Wissenschaft ist schon ungefähr 2000 v. Chr. bekannt gewesen und zu einer sehr hohen Kunst ausgebildet worden. Jetzt endlich beginnen kleine Kreise, sich dieser Wissenschaft wieder zuzuwenden.

Man behauptet, man könne deswegen aus der Hand nichts feststellen, weil die Handlinien sich durch die Greifbewegungen der Hand herausbilden. Das ist ein Irrtum, denn ganz abgesehen davon, daß viele Linien der Hand niemals durch Greifbewegungen entstehen können, ist es eine Tatsache, daß die Hand eines Arbeiters viel weniger Linien aufweist, als die Hand eines Gelehrten, der doch gewiß keine schwere Körperarbeit leistet.

Die Erklärung für die in der Hand auftretenden Linien findet ihre Begründung in der schon vorhin erwähnten Tatsache, daß die Gehirnnerven vorwiegend *in der Hand zusammenlaufen*. Die Hand ist das ausführende Organ unserer Gedanken und so, wie sich in einem Gesicht die Gedankenarbeit eines Menschen widerspiegelt, so ist auch die Hand ein Spiegel unserer Gedanken- und Empfindungswelt.

Wenn man die verschiedenen Typen der Menschen betrachtet, so wird man feststellen, daß jeder Typus eine charakteristische *Handformung* besitzt. Infolgedessen ist es selbstverständlich, daß die Unterschiede der Handformen, sei es der Nagel, der Finger oder der Handlinien, auf bestimmte Charaktermerkmale eines Menschen Rückschlüsse zulassen müssen. Durch eingehende lange Beobachtung hat man z. B. festgestellt, daß lange vor Auftreten gewisser Lähmungserscheinungen bestimmte Handlinien verschwinden. Erst geraume Zeit nach dem Verschwinden dieser Handlinien trat dann die Lähmung ein.

Infolgedessen muß die Hand ein *beachtenswertes Merkmal der menschlichen Psyche* sein, deren Erforschung wir uns mehr und mehr zuwenden. Die einzelnen Erhöhungen der Hand bzw. deren Vertiefungen und Linien haben ganz bestimmte Bedeutung, die wir ohne weiteres feststellen können, indem wir untersuchen, welche Nerven von diesen einzelnen Charaktermerkmalen der Hand zum Hirn führen. Es ist unzweifelhaft, daß man auf Grund der Handlinien ganz bestimmte Voraussagen oder Berufseignung, Erfolge und Schicksale eines Menschen machen kann.

Gewiß muß zugegeben werden, daß die Forschungen auf dem Gebiete der Chiromantie *noch nicht abgeschlossen sind*; aber über diese neueste Wissenschaft zu lächeln, liegt *keine Ursache* vor, im Gegenteil darf man wohl behaupten, daß die Chirmomantie eine der *bedeutendsten Ausgrabungen unserer Zeit ist*. Die Chirmomantie wird für Psychiater und Berufsberater in absehbarer Zeit eine *ausschlaggebende Rolle* spielen.

Gott wollte auch Dicke!

Gestern ist ein Weinhändler in der Rankestraße an den Folgen einer Entfettungskur gestorben. Ein Glas Kognak war sein letzter Gedanke und Genuß, dann sank er um und war tot. Der Gerichtsarzt Professor Fränkel hat dem Weinhändler das Attest ins Grab gegeben, daß seine jähe Herzschwäche einer gewaltsamen Entfettungskur zuzuschreiben sei.

Es gibt Menschen, denen selbst wir Götzendiener der heiligen Magerkeit das Recht auf ein Bäuchlein zugestehen: Wirte, Köche, Weinkellerverwalter, sogar in Ordenstracht. Es gibt Menschen, denen die Vorsehung, oder wie man sonst den großen Spielleiter des Welttheaters nennen mag, ein Bäuchlein vorgeschrieben hat. Falstaff, selbstverständlich, kann nicht 90 Pfund wiegen; aber auch Josefine Dora, Gott erhalte, Gott beschütze, ist mit einem angeborenen Talent zur rosigen Rundlichkeit auf die Welt gekommen. Auch Thielscher ist von Gott nicht dürr oder dünn geplant worden. Umgekehrt: Savonarola ist nur hager und mager denkbar, der Sekretär Wurm kann kaum 110 Pfund gewogen haben, und sein Erschaffer, Schiller selbst, ist als wohlbeleibter Mann nicht vorstellbar.

Es gibt Dünne und Dicke von Natur. Wehe, wenn ein Dünner sich fälschlich einen Bauch zulegt, der ihm nicht gebührt! Er hat sehr schwer daran zu tragen, er wird mürrisch unter seiner Last. Der Schneider Zwirn muß fliegen können, um bei seinem Gönner zu bleiben. Aber die Todsünde, daß einer sich dick macht, der eigentlich dünn ist, gehört ja dem vergangenen Jahrhundert an...

Unsere Leibeslüge ist die umgekehrte. Viele Naturdicke haben nicht den Mut zu ihrem angeborenen Bäuchlein, sie feilschen es weg und — nun dann liegt so einer von ihnen starr da, eine Minute nach dem letzten Kognak. Man soll die Courage haben, so dick zu sein, wie Gott es wollte! Wie viele Frauen haben sich ins Magere umgefälscht, Frauen mit notwendig zu ihnen gehörigen Rundungen, Frauen, denen man die falsche Schlankheit auf hundert Schritt ansieht, Frauen, zu denen das Doppelkinn gehört, auch wenn sie es sich unter Qualen weggehungert haben.

Da lob ich mir die fröhliche Frau des Dichters Heinrich Mann. Sie ist nicht dürr, vielmehr, sie hat den Mut zu ihrer natürlichen Rundheit.

„Schauen Sie," sagte mir einmal die fröhliche und kluge Frau, „ich habe mich künstlich abmagern lassen, da wurde ich mürrisch. Hab ich mich wieder ein bißel runder werden lassen, da war ich wieder lustig, und das ist auch für Heinrich wichtig!"

Hat nur mehr eine Dichtersfrau den Mut zu ihren Rundungen?

Stefan Großmann.

Aus aller Welt.



Eine Oper in Latein. Igor Stravinsky will nach englischen Pressemeldungen seine neue Oper „König Oedipus" in Latein geben. Er hat sich lange überlegt, eine Oper mit einem Libretto in einer toten Sprache zu schreiben. Griechisch war ihm zu tot und zu schwierig zu sprechen, dagegen sei Latein die Sprache der Wissenschaft, Medizin und der Gesetzgebung, also eine exakte und unveränderliche Sprache.

„Neu-Breslau". In der Gegend von Morogoro im früher deutschen Ostafrika, 220 Kilometer landeinwärts, haben tatkräftige Schlesier ein „Neu-Breslau" gegründet und dem Urwald im ersten Jahre 270 Hektar fruchtbares Land abgerungen. Die Kulturen ergeben je Hektar bis 380 Mark. Weiterer Urwald, zehn Kilometer lang und sechs Kilometer breit, steht noch zur Verfügung. Das Klima in „Neu-Breslau" ist das beste. Sonst könnten die Weißen die Arbeit auch nicht leisten. Morgens gegen sechs Uhr ruft die Trommel zur Arbeit, und erst gegen sieben Uhr abends kommt man von den Feldern zurück. Die Suaheliarbeiter „Neu-Breslaus", ein Stamm des mächtigen Bantuvolkes, sind ausgesprochene Freunde der Deutschen. An jenem Tage, da die Schlesier eintrafen, strömten sie aus ihren Nestern im Urwald herbei und überreichten ihnen als Willkommengeschenke Gänse und Wild. Und ein alter Neger, der bei der Flucht des Pflanzers Pusch im Kriege dessen Wertsachen, Uhr usw. an sich genommen hatte, brachte ihm dieselben nun mit einem breiten, befriedigenden Lächeln zurück! So sind die Suahelis zu ihrem früheren Herrn!

Der Mensch als Uhr. Der 52jährige Uhrmacher B. Jenny ist kürzlich von einer englischen medizinischen Gesellschaft eingehend auf seine stadtbekante Eigenschaft des Erratens der Uhrzeit hin geprüft worden. Auch nach reichlicher Alkoholzufuhr irrte er sich nur um einen Teil einer Minute. Er hat diese Eigenschaft an sich schon immer besessen und erweiterte sie durch seine berufliche Tätigkeit als Uhrmacher.

Wie stehen die Reben? Der Fachmann stellt dies heute ziemlich genau fest und erteilt sogar den Reben — Noten. Die Note 1 bedeutet sehr gut, 2 = gut, 3 = mittel, 4 = gering, 5 = sehr gering. Danach bemessen steht es am besten um die Reben der Rheinpfalz, denen die Note 2,1 erteilt wurde, dann folgt das Nahegebiet mit 2,5, Unterfranken mit 2,7, Mosel- und Saargebiet mit 2,8, das preußische Rheingaugebiet und Rheinhessen mit 2,9, das badische Weinbaugebiet mit 3,3, Neckarkreis 3,4, Jagstkreis mit 3,9. Der Stand der Reben ist also im allgemeinen gut, was zum Teil auf die günstige Witterung, noch mehr aber auf die erfolgreiche Bekämpfung der Rebenschädlinge zurückzuführen ist.

Fröhliche Ecke.



Es gibt noch Schwiegermütterwitze. Die Schwiegermutter war wirklich sehr lange zu Besuch geblieben. Und der Schwiegersohn hatte es geduldig, aber mit starkem inneren Widerstreben ertragen. Eines Abends war Schwiegermama zu Bett gegangen; ihre Tochter war mit ins Schlafzimmer gegangen, um zu sehen, ob für ihre Mutter alles in Ordnung sei. Der junge Gatte aber saß unten, kochte innerlich und rauchte. Da kam die junge Frau herunter und sagte: „Denk' mal, Mama will sich verbrennen lassen." — „Gut," sagte der Mann, „dann werde ich gleich ein Auto holen."

*

Der Herr Professor. Arzt: „Sie haben soeben Zwillinge bekommen, Herr Professor. Eins davon ist ein Junge."

Professor: „Und was ist das andere? Spannen Sie mich nicht auf die Folter."

*

Aus einem Aufsatz. „Als Ludwig XVI. zum Schafott gefahren wurde, fiel es allgemein auf, daß er die Ruhe bewahrte *und nicht den Kopf verlor*."

*

Der Ochse. „Ich mache Ihnen einen Antrag und Sie lachen! Ich finde das offen gestanden, ein bißchen merkwürdig."

„Ich lache vor Freude, daß Mama nun doch nicht recht behält!"

„Wieso?"

„Sie hat immer gesagt: Bei dir beißt doch kein Ochse je an, und nun hat doch einer angebissen."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.